

MENSCH UND (ZU VIEL) MACHT – ES ENDET SELTEN GUT

Wenn Menschen viel Macht erhalten, werden sie häufig besessen von ihr und können kaum mehr von ihr lassen. Anstatt ihre Macht für das große Ganze einzusetzen, dient sie lediglich noch dem Erhalt derselben. Aber wie kommt es dazu? Was macht Macht mit dem Menschen? Und müssen wir ihr letztlich alle verfallen oder gibt es auch Menschen, die ihr widerstehen können?

AUFSCHLAG: CHRISTINE SCHNICHEL

Erst vor ein paar Wochen zeigte sich erneut, wie Macht auf Menschen wirken kann: Der gefeierte Freiheitskämpfer Robert Mugabe wandelte sich über die Jahre zum skrupellosen Diktator, der seine Macht unter keinen Umständen abgeben wollte. Vor ihrem endgültigen Verlust wollte er die Staatsgewalt gar seiner Ehefrau Grace übergeben. Nun haben die Militärs in Simbabwe geputscht und Mugabe gewaltsam die Macht entrissen. Als Mugabe 1980 gewählt wurde, galt er als versöhnungsbereiter Vorzeigedemokrat, der die Lebensbedingungen der armen Bevölkerungsschichten verbessern wollte. Nach und nach riss er die Macht jedoch immer mehr an

sich und verwandelte das Land in eine Diktatur. Doch wie kam es dazu? Wie wurde aus dem allseits gelobten Regierungschef ein sich an die Macht klammernder Despot?

Wie wichtig die Macht für den Menschen ist

Macht, so erläutert Norbert Elias, ist nicht etwas, das Menschen an sich haben oder nicht haben. Macht drückt aus, in welchem Verhältnis Menschen zueinander stehen. Elias definiert Macht ergo als „Element einer Beziehung, in der die Beteiligten durch ihr Verhältnis zwischen sich eine Hierarchie herstellen“ (Rosa/Strecker/Kottmann 2007: 205). Konkret bedeutet das nach Max Weber, dass Macht eine Gelegenheit ist, „innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen“ (Weber 1972: 28).

Wer also Kontrolle über jemand anderen ausübt, hat Macht über ihn. So üben auf den ersten Blick die Eltern durch Sozialisation



Macht über ihr Kind aus. Das Kind wiederum übt durch die Verpflichtung zur Fürsorge Macht über seine Eltern aus. Demnach haben zwar beide Seiten Machtpositionen inne, die Eltern sind aber in der Hierarchie eindeutig höher positioniert. Macht ist dementsprechend nicht nur für zwischenmenschliche Beziehungen prägend, sondern das Machtstreben ist auch eine essentielle Eigenschaft der Menschen und damit der Gesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel kommt Elias zufolge also zustande, wenn es Konflikte um Macht gibt und sich die Machtverhältnisse verändern (vgl. Rosa/Strecker/Kottmann 2007: 205).

Wie die Macht die Menschen verändert

Macht ist somit alltäglich und grundlegend und zunächst einmal ist sie nicht unbedingt schlecht oder negativ. Im konstruktiven Sinne dient sie dazu, für Recht und Ordnung zu sorgen (Faust 2017: 2). Es kommt schließlich darauf an, was wir mit ihr machen. Der berühmte Psychologe Philip Zimbardo meint: „Macht verändert unweigerlich – zum Guten oder zum Schlechten“ (Zimbardo in Loll 2010). Leider zeigt Zimbardos Gefängnis-Experiment, dass die allermeisten Teilnehmer*innen zu machtbessenen Wärter*innen oder unterwürfigen Gefangenen mutierten und somit leicht von der Macht manipuliert werden konnten (vgl. Loll 2010, vgl. Boeing/Stillich 2013). Der Sozialpsychologe Erich Witte meint: „Nur in den seltensten Fällen kann jemand Machtmissbrauch widerstehen“ (Witte in Loll 2010). Entsprechend ist der zu Beginn erwähnte Mugabe bei Weitem kein Einzelfall. In der Menschheitsgeschichte gibt es unzählige Menschen, die zunächst erfolgreiche Machthaber waren und am Ende als machtbessene Diktatoren Unheil verbreiteten: von Rodrigo de Borja, über Napoléon Bonaparte bis hin zu Recep Tayyip Erdogan.

Sobald ein Mensch Macht erhält, möchte er sie auch erhalten und/oder ausbauen (vgl. Scholl 2009). Da ist es „äußerst schwer, sie nicht zum eigenen Vorteil einzusetzen“

(Witte in Loll 2010). Eine Volksweisheit besagt ja auch, dass Menschen, die viel haben, logischerweise viel zu verlieren haben und sich deshalb stärker als andere für den Erhalt ihres status quo einsetzen. Da sie durch ihre Machtposition auch mehr Mittel und Möglichkeiten besitzen, tendieren Mächtige zu „rücksichtsloser Durchsetzung eigener Interessen“ (Scholl 2009). Dies entspricht Webers Definition der Macht als „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 1972: 28).

Dies geht dann damit einher, dass Mächtige weniger auf ihre Mitmenschen hören. Sobald eine andere Person eine abweichende Meinung äußert, sehen Mächtige ihre Interessen gefährdet. Als Konsequenz gerät diese Person unter Konformitätsdruck und die Mächtigen umgeben sich nur noch mit Menschen, die ihnen nach dem Mund reden (vgl. Scholl 2009). Andererseits schürt genau dies wiederum das Misstrauen der Mächtigen, da sich die anderen Personen nur aufgrund ihrer Machtposition konform und freundlich verhalten.

Es kommt drauf an, was wir mit der Macht machen.

Generell misstrauen Mächtige anderen und nehmen oft an, dass diese ihnen nur Freundlichkeit, Großzügigkeit, etc. entgegenbringen, weil sie sich einen eigenen Vorteil erhoffen (vgl. Boeing/Stillich 2013). Auch wenn Mächtige dann von vielen Personen umgeben sind, geraten sie immer tiefer in die Isolation. Das kann zur Folge haben, dass Mächtige nicht mehr so effizient und lernfähig sind, da sie in Entscheidungsprozessen keine alternativen Vorschläge mehr zulassen. In diesem Fall entwickeln sie eine „chronische Neigung zur Entwertung anderer, parasitäres und ausbeuterisches Verhalten und das ständige Bedürfnis bewundert zu werden“ (Faust 2017: 10). Wie vielfach in der Geschichte belegt, verrennen

sich Mächtige immer mehr – mit fatalen Folgen – bis es unter Umständen nach einer Phase des Erfolgs schließlich zur Umkehr zu spät ist (vgl. Scholl 2009).

Sie befinden sich regelrecht in einem Rausch und beginnen, sich selbst zu überschätzen und zu idealisieren. Nicht selten führt dies zu einer pathologischen Persönlichkeitsstörung oder, wie Volker Faust sagt, zu einem „pathologischen Narzissmus“ (Faust 2017: 8), der einhergeht mit einem Mangel an „realistische[n] Selbstzweifel[n], Sensibilität und Empathie“ (Faust 2017: 9). Als Beispiele für solche Mächtigen, die eine narzisstische Persönlichkeitsstörung haben, nennt Faust Wilhelm II. und Adolf Hitler (vgl. Faust 2017: 13).

Machtentzug als vermeintliche Lösung

Dass Macht Menschen korrumpiert und fatale Folgen haben kann, ist also offenkundig. Aber Macht ist nicht per definitionem böse. Zum Problem wird sie erst dann, wenn Menschen nicht mit ihr umgehen können und sie missbrauchen. Daraus zu schließen, dass niemand viel Macht haben dürfe, mutet utopisch an. Wie eingangs ausgeführt, ist Macht ein essentieller Bestandteil unserer Gesellschaft und der sozialen Beziehungen. Es wird immer Mächtige geben; Machtmissbrauch wird also niemals zur Gänze verhindert werden können. Nur, was bedeutet das?

Thomas Hobbes schreibt in seinem Leviathan, dass die Menschen im Naturzustand zum Zweck der Selbsterhaltung argwöhnisch sowie ruhmstüchtig seien und im ewigen Wettstreit miteinander stünden (Hobbes 1984: 95), sich also letztlich in einem

ewigen Kampf um die Macht befänden. Daher sei der Leviathan notwendig, um die Menschen zu befrieden und voreinander zu schützen.

Macht ist ein essentieller Bestandteil unserer Gesellschaft und der sozialen Beziehungen.

Dabei schlägt Hobbes einen Unterwerfungsvertrag vor, den alle Menschen in einem bestimmten Staatsgebiet miteinander eingehen. Mittels dieses geben sie ihre Freiheit und Macht an den Staat, den Leviathan, ab (vgl. Hobbes 1984: 134) und so entstehe, Hobbes zufolge, ein „sterbliche[r] Gott“ (Hobbes 1984: 134), der allein dem „unsterblichen Gott“ (Hobbes 1984: 134) untersteht und eine Person ist, „bei der sich jeder einzelne einer großen Menge durch gegenseitigen Vertrag eines jeden mit jedem zum Autor ihrer Handlungen gemacht hat, zu dem Zweck, daß sie die Stärke



und Hilfsmittel aller so, wie sie es für zweckmäßig hält, für den Frieden und die gemeinsame Verteidigung einsetzt“ (Hobbes 1984: 134-135). Ergo können die Menschen nach Hobbes aufgrund ihrer defizitären Natur nicht mit ihrer Freiheit und Macht umgehen, weshalb sie diese an den Souverän abgeben sollten. Der Souverän dieses Staates selbst ist kein Vertragspartner und damit nicht an diesen gebunden. Er besitzt als eine Art absoluter Herrscher die „höchste Gewalt“ (Hobbes 1984: 135) und muss allein für die äußere Sicherheit seiner Untertanen sorgen. Souverän wird man durch die freiwillige Unterwerfung oder Eroberung (Hobbes 1984: 135).

Hier beißt sich die Katze jedoch in den Schwanz. Auch wenn der Leviathan für Hobbes eine gottähnliche Stellung einnimmt, ist der Souverän selbst ein einfacher Mensch, der dieselben Makel besitzt wie alle übrigen Menschen und der ebenso macht- und streitsüchtig ist wie seine Untertanen. Entsprechend kann der absolute Souverän ein benevolenter Machthaber oder aber ein grausamer Despot sein, der seine Macht missbraucht. Zudem ist denkbar, dass ersterer mit der Zeit letzterer wird. Auf diese Problematik geht Hobbes in seinem Werk leider nicht ein und lässt daher offen, was denn den Souverän dazu qualifiziert, mit solch absoluter Macht ausgestattet zu werden. Auch wenn er seine Untertanen vor äußeren Bedrohungen zu schützen vermag, kann er schließlich selbst zu einer innerstaatlichen Bedrohung werden, wenn er seine Macht missbraucht und nicht zum Wohle seiner Untertanen einsetzt.

Die Macht dem Volke!

Die Lösung dieses Dilemmas muss daher vielmehr in der Begrenzung und Kontrolle von Macht gesucht werden; wenn es ferner immer Menschen gibt, die sich von Macht korrumpieren lassen, kann die Devise nicht lauten, diese auf eine einzige Person zu verlagern. Stattdessen muss die Macht eines jeden in vertretbaren Grenzen gehalten, Mächtige kontrolliert

und im Notfall entmachtet werden. Schließlich ist und bleibt in einer Demokratie das Volk der Souverän, der nicht nur jederzeit über seine Repräsentant*innen und Amtsinhaber*innen entscheiden kann, sondern auch bei den Entscheidungsprozessen aktiv beteiligt werden muss. Dafür braucht es mehr direkte und partizipative Demokratie, mehr Kontrollmechanismen und effiziente Sanktionssysteme. Es muss Instanzen öffentlicher, bindender Meinungsbildung wie zum Beispiel Volksentscheide geben, sowie für die Bürger*innen die Möglichkeit bestehen, die Arbeit ihrer Repräsentant*innen zu verfolgen. Dies kann nur geschehen, wenn die Prozesse transparent ablaufen und die Amtsinhaber*innen regelmäßig Rechenschaft ablegen. Im Falle eines Amtsmissbrauchs oder mangelhafter Arbeit muss es dann klare institutionalisierte Mechanismen geben, um die Würdenträger*innen zu sanktionieren oder abzusetzen.

Aber auch in anderen Bereichen, also in privaten Institutionen wie Unternehmen, sind partizipative und transparente Entscheidungsprozesse von Vorteil, um Amtsmissbrauch entgegenzuwirken und Abläufe effizienter zu machen. Der Organisations- und Sozialpsychologe Wolfgang Scholl schlägt vor, Machtausübung durch Einflussnahme zu ersetzen. Das bedeutet, dass eine Entscheidung nicht von oben herab allein vom Mächtigen getroffen wird, sondern vielmehr, dass „die Interessen betroffener Personen bei der Entscheidung gewahrt bleiben“ (Scholl 2009). Scholl nennt als Beispiel die Mitarbeiter-orientierte Führung, bei der die Mitarbeiter*innen zur Berücksichtigung ihrer Interessen aktiv an den Entscheidungsprozessen teilnehmen. Dafür müssen die Prozesse jedoch transparent ablaufen und ein regelmäßiges Feedback erfolgen (vgl. Loll 2010). Wie Coch und French in einer Studie feststellen, lernen alle Beteiligten durch den Austausch verschiedener Ebenen in einem Unternehmen mehr, als wenn sie isoliert voneinander agieren. Darüber hinaus fördert es die Zufriedenheit der Mitarbeiter*innen und die Produktivität im Gesamten (vgl. Scholl 2009). Zwar wirkt es auf den ersten Blick

so, als würden basisdemokratische Entscheidungen länger brauchen und ineffizient sein; auf den zweiten Blick jedoch erweisen sie sich insgesamt als effizienter, da die Mächtigen ihre Macht nicht missbrauchen können und alternative Vorschläge anderer in Betracht ziehen, die gegebenenfalls sinnvoller oder geeigneter sind.

Ein auf ewig steiniger Weg

Und wie geht es nun in Simbabwe nach dem Sturz Mugabes weiter? Trotz der Absetzung des machtbesessenen Diktators zeichnet sich keine Lösung des Problems ab; anstatt von Beginn an auf eine neuerliche Demokratisierung zu setzen, um einem erneuten Machtmissbrauch vorzubeugen, sind die Hauptakteur*innen darauf bedacht, ihre eigene Macht zu sichern oder gar auszubauen – letztlich ihre Macht zu missbrauchen, um sich ein Stück vom Kuchen zu sichern. Während Mugabes ehemaliger Stellvertreter Emmerson Mnangagwa dessen Nachfolge antritt, reißen einige der Militärs, die am Putsch beteiligt waren, bereits mehrere Schlüsselposten in der neuen Regierung an sich. Ein Neuanfang sieht anders aus. Alle Demokratisierungshoffnungen wurden so bitter enttäuscht. Es reicht nicht aus, einen Despoten zu stürzen, wenn die Strukturen dieselben bleiben. Strukturen zu etablieren, die einem Machtmissbrauch entgegenwirken, ist eine äußerst heikle Angelegenheit, da diese schließlich auch und vor allem von denjenigen aufgebaut werden, die von den alten Strukturen profitierten. Oder anders gesprochen: Wieso sollte jemand, der Macht genießt, sich selbst diese entziehen? Eine gleichmäßigere Verteilung von Macht muss dem Druck aus der Bevölkerung erwachsen. Aber wir wissen auch allzu gut, dass auch jene Revolutionär*innen, die zunächst gegen die Macht kämpfen, am Ende derselben verfallen. Es muss als schon mit Beginn einer politischen Umwälzung die Kontrolle von Macht greifen, damit neue Akteur*innen nicht in den alten Strukturen

enden. Dafür bedarf es einer unaufhörlichen Einmischung und eines unerschütterlichen Engagements von vielen nicht so Mächtigen.

Es reicht nicht aus, einen Despoten zu stürzen, wenn die Strukturen dieselben bleiben.

Ebendies bedeutet Demokratie und es ist der einzige Ausweg aus dem Dilemma der Macht: „Es geht aber kein Weg daran vorbei, dass menschliche Rationalität begrenzt ist und dass selbst die Klügsten bei weitem nicht so viel wissen können, wie man benötigt, um eine größere soziale Einheit vorwiegend auf Grundlage des eigenen Wissens zu führen“ (Scholl 2009).

Quellenverzeichnis

- BOEING, NIELS/STILLICH, SVEN (2013): Wählt ihr nur. In: ZEIT Wissen, Nr. 5/2013, 12.08.2017. URL: <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2013/05/macht-psychologie-hirnforschung/komplettansicht> (20.11.2017).
- FAUST, VOLKER (2017): Macht und Machtmissbrauch aus psychologischer Sicht. In: Arbeitsgemeinschaft Psychosoziale Gesundheit (2017): Psychohygiene. Zur Psychologie des Alltags, Ravensburg. URL: http://www.psychosoziale-gesundheit.net/psychohygiene/pdf/faust3_macht.pdf (20.11.2017).
- HOBBS, THOMAS (1984): Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- LOLL, ANNA C. (2010): Was Macht aus uns macht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 02.12.2010, URL: <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/beruf/psychologie-was-macht-aus-uns-macht-1590134.html> (20.11.2017).
- ROSA, HARTMUT/STRECKER, DAVID/KOTTMANN, ANDREA (2007): Soziologische Theorien. Konstanz, UVK.
- SCHOLL, WOLFGANG (2009): Die Psychologie der Macht. In: Der Tagesspiegel, 11.08.2009, URL: <http://www.tagesspiegel.de/wissen/gesellschaft-die-psychologie-der-macht/1576778.html> (20.11.2017).
- WEBER, MAX (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Auflage, Tübingen, Mohr Siebeck.

